



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Bach: Brandenburgische Konzerte; Neumeyer Consort, Felix Koch (2013); Christophorus (2 CDs)

Das Neumeyer Consort gehört zur Fraktion „laut und schnell“. Technisch ist bei seiner Interpretation der „Brandenburgischen Konzerte“ alles tadellos, und die Struktur jedes einzelnen Satzes wird sehr klar und nuanciert herausgearbeitet, doch die Tempi sind allesamt eine Spur überdreht, und die durchweg bissige Artikulation lässt beim Hören Unruhe, ja sogar Stress aufkommen. Neue Forschungsergebnisse, welche die Wahl eines tiefen Kammertons, einer Viola da spalla und eines 8-Fuß-Violones (statt eines Kontrabasses) nahelegen, werden hier durchweg ignoriert; stattdessen profilieren die Musiker sich auf Kosten der Musik. Von solchen Aufnahmen gibt es bereits mehr als genug.

Matthias Hengelbrock

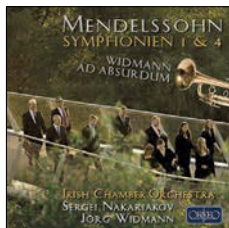


Musik
★★★
Klang
★★★★

G. A. Benda: Sinfonien Nr. 2, 3, 5, 7, 8 und 10; Prager Sinfonieorchester, Christian Benda (2014); Sony Classical

Für die Entwicklung der norddeutschen Klassik haben die zwölf (erhaltenen) Sinfonien Georg Anton Bendas eine hohe Bedeutung. Sie sind zwar nicht so „dramatisch“ wie vergleichbare Stücke von C. P. E. Bach, überzeugen aber mit ihrer durchweg heiteren Stimmung, ihrem vitalen Impetus und der Expressivität ihrer Mittelsätze. Diese Eigenschaften kommen in Christian Bendas Interpretation durchweg gut zur Geltung, denn er animiert das Prager Sinfonieorchester zu einem schwungvollen und dynamisch differenzierten Spiel. Seiner Entscheidung für einen modernen Klangkörper ist jedoch geschuldet, dass manches etwas stramm und kühl klingt.

Matthias Hengelbrock



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Mendelssohn: Sinfonien Nr. 1 und 4; **Widmann:** Ad absurdum; Sergei Nakariakov, Irish Chamber Orchestra, Jörg Widmann (2012-14); Orfeo

Jörg Widmann gehört zu jener heute nurmehr kleinen Gruppe von Musikern, die mehrere der sonst recht scharf voneinander getrennten Bereiche auf hohem Niveau abdecken: Komponist, Instrumentalist, Dirigent. Was im frühen 18. Jahrhundert noch selbstverständlich war, ist einer Spezialisierung gewichen – mit allen Chancen, Gefahren und Nebenwirkungen. Bei Widmann jedenfalls muss man sich hinsichtlich der Tinte, der Klarinette oder des Taktstocks keine Sorgen machen. Ganz im Gegenteil, wie auch diese Einspielung mit dem höchst beweglichen, hervorragend disponierten und an der Stuhlkante agierenden irischen Kammerorchester zeigt. Denn die Musiker nehmen sich der beiden Sinfonien von Mendelssohn keineswegs mit selbstgefälliger Routine an. Vielmehr formt Widmann einen eigenständigen Zugriff, der vor allem eine durchweg erstaunliche Frische und fast jugendliche Kraft besitzt. Damit trifft er nicht nur den febrilen Kern der frühen c-Moll-Sinfonie, sondern entzündet auch das Feuer der Italienischen.

Freilich: Die Flammen lodern in einer wahrhaft stürmisch angefachten Glut, die mitreißt, aber nicht immer wärmt. Dies zeigen bereits die erstaunlich kurzen Spielzeiten, die mit dem gelegentlich zum Allegro hinzugesetzten „molto“ ernst machen – vor allem im Scherzo von op. 11. Doch obwohl die angezogenen Tempi nicht auf die spieltechnische Qualität drücken, gewinnt der musikalische Verlauf eine gewisse Flüchtigkeit, bei der die erzielte Virtuosität vor der eigentlichen Empfindung zu stehen scheint. Im Gegensatz dazu stehen die langsamen, eher gehenden Sätze, bei denen konsequenterweise mehr klare Strukturen zu hören sind, als atmosphärische Dichte gefühlt werden kann. In diesen Zugriff passt sich Widmanns Konzertstück „Ad absurdum“ (2002) für Trompete und Orchester verblüffend nahtlos ein – wegen seiner forschen, nie erschlaffenden, sondern immer wieder neue Fahrt aufnehmenden Motorik. Ein Hinhörer!

Michael Kube



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Schumann: Sinfonie g-Moll „Zwickauer“, Ouvertüren; WDR Sinfonieorchester Köln, Heinz Holliger (2010/15); audite

Ein großer Zyklus kommt zum Abschluss. Nach den Sinfonien, Konzerten und Konzertstücken stehen in der letzten Folge der nahezu rundweg beeindruckenden Schumann-Einspielungen die Ouvertüren auf dem Programm. Das in Detmold beheimatete Label „audite“ hat auch damit wieder einmal einen Coup gelandet. Konnte Heinz Holliger mit dem WDR Sinfonieorchester Köln schon zuvor besonders bei den Sinfonien überzeugen (bei den konzertierenden Solisten war der wählenden Hand das Glück nicht immer hold), wird hier nun für ein noch immer unbekanntes Repertoire eine Lanze gebrochen. Denn dass Schumann sich neben der genialen Manfred-Ouvertüre gerade in seinem Spätwerk intensiv mit der an großen Schauspielen orientierten Konzertouvertüre schöpferisch auseinandergesetzt hat, dürfte noch immer weithin unbekannt sein. Die Stücke sind im Konzertsaal wahre Raritäten und auf CD kaum einmal in der verdienten Qualität anzutreffen.

Holliger aber sind anscheinend gerade diese Partituren ans Herz gewachsen – so ausgeglichen und wirklich als große Werke gespielt habe ich sie noch nicht gehört. Und sie zeigen Schumann im vollen Besitz seiner Fertigkeiten. Wer noch immer von angeblichen Problemen bei der Instrumentation spricht, sollte eher von Problemen der jeweiligen Interpretation sprechen (einer meiner persönlichen Favoriten ist und bleibt die Ouvertüre zu „Julius Cäsar“). Der für Schumann charakteristische, kompakte Klang kommt jedenfalls dem Sinfonieorchester des WDR entgegen, das schon fünf der Kompositionen 2010 eingespielt und sich den „Manfred“ wie auch die frühe, unvollständig gebliebene Zwickauer Sinfonie in g-Moll nun für das Finale aufgespart hat – nicht als Supplement, sondern als geniale Vorschau auf das, was noch kommen sollte. So gespielt wirken die beiden Sätze denn auch nicht als philologische Kuriositäten, sondern künstlerisch berechtigt. Aus Holligers Nähe zu Schumann ist hier mit kühlem Kopf etwas Erstrangiges erwachsen.

Michael Kube



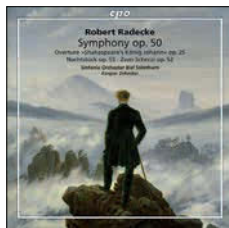
Musik
★★★★
Klang
★★★★

Bruckner: Sinfonie Nr. 9, Messe f-Moll; R. Ziesak, J. Baechle, B. Bruns, G. Groissböck, Wiener Singakademie, ORF RSO Wien, Cornelius Meister (2013/15); Capriccio

Bruckners letzte Sinfonie gekoppelt mit seiner letzten Messe – das überzeugt, zumal Bruckner seine f-Moll-Messe in den 1890er-Jahren, als er bereits mit der Neunten beschäftigt war, ein letztes Mal überarbeitet hat. Die Kopplung überzeugt aber auch aus interpretatorischen Gründen: Cornelius Meister geht die Messe ausgesprochen breit, im würdigsten Sinne wehevoll an, und der sehr intensive Ausdrucksgehalt seiner magistralen Deutung, wozu die Wiener Singakademie Wesentliches beiträgt, korrespondiert vorzüglich mit der Welt von Bruckners neunter Sinfonie. Man mag eine solche Herangehensweise „traditionell“ nennen (andere würden noch despektierlicher sagen, sie sei nicht auf der Höhe unserer Zeit) – aber es ist Tradition in ihrer schönsten, beglückendsten Form.

Genau das überrascht bei einem jungen Dirigenten. Cornelius Meister favorisiert einen dunkel grundierten Orchesterklang, ganz romantisch und voll blühender Farben in den stets gut zu hörenden Holzbläsern. Das erinnert ein wenig an Otto Klemperer, vor allem im Adagio der Neunten und dort ganz besonders in der souveränen, großzügigen Ausbreitung des musikalischen Materials. Alles kommt partiturgenau zu seinem Recht, und alles in der gebotenen Ruhe. Die Transparenz des Orchesterklangs ist gerade in diesem Satz besonders tiefgreifend und offenbart dabei – wiederum wie bei Klemperer – die wegweisende Modernität dieser Musik. Anderes, was auch zur Tradition gehört, hinterlässt heute doch ein Fragezeichen: im Kopfsatz zu Beginn vor allem das zum Crescendo parallel laufende, aber in der Partitur nicht vorgesehene Accelerando des Tempos, und besonders dann auf dem Höhepunkt (vor Ziff. C) die eingelegte Kunstpause. So hat einst Eugen Jochum die Neunte dirigiert.

Werner Pfister



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Radecke: Orchesterwerke; Sinfonie Orchester Biel Solothurn, Kaspar Zehnder (2015); cpo

Robert Radecke (1830-1911) ist eine dieser Randfiguren der Musikgeschichte, an die zu erinnern nun wirklich einmal lohnt, zumal er in den einschlägigen Lexika wie dem „Grove“ oder der MGG nicht zu finden ist. In Schlesien geboren, wurde Radecke anfangs von seinem Vater, einem Kantor, ausgebildet. Danach in Leipzig hatte zunächst die deutsche Schule als ästhetischer Kompass Vorrang, in seiner Abschlussprüfung spielte der Vielbegabte Mendelssohns Violinkonzert, Schumanns Klavierkonzert und dirigierte eine eigene Sinfonie. 1853 ging Radecke nach Berlin und prägte dort fünfzig Jahre lang das Musikleben als Dirigent an der Hofoper, als Konservatoriumslehrer und -leiter.

Erstmals sind nun einige seiner Orchesterkompositionen eingespielt worden. Der Dirigent Kaspar Zehnder und das Sinfonie-Orchester Biel Solothurn erkunden zur Freude Neugieriger diese unbekannte Repertoire-Landschaft des 19. Jahrhunderts, erwecken die Musik engagiert und diszipliniert, plastisch artikulierend und klangreich zum Leben.

Radecke war kein Umstürzler, die Muster und Tonfälle eines Robert Schumann vor allem (etwa in der sich auf Shakespeare beziehenden „König Johann“-Ouvertüre), aber auch anderer Großer scheinen durch – doch haben die Werke genug eigene Wendungen. Ebenso ansprechend ist das erste von zwei Orchesterschützen op. 52, eine triolische Jagd mit Mendelssohn'schen „Sommernachtstraum“-Zügen, das zugleich ein wenig bei Beethovens „Eroica“-Scherzo genascht hat – toll. Hauptwerk ist eine F-Dur-Sinfonie, entstanden 1878, die nicht so tief schürft wie eine von Brahms, aber alle Formaufgaben originell löst. Dass Radecke auch Richard Wagner kannte – er dirigierte dessen „Tristan“ und „Siegfried“ – offenbart die Einleitung zu seinem späten, dem Freund Joseph Joachim gewidmeten „Nachtstück“ op. 55.

Götz Thieme



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Dvorák: Sinfonie Nr. 8, Karneval; **Suk:** Streicherserenade; Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks, Mariss Jansons (2016); BR Klassik

Dvoráks achte Sinfonie ist vielleicht seine umstrittenste: Ihre rhapsodische Form, ihre heitere Stimmung haben früh schon Unverständnis provoziert, etwa bei Brahms. Mariss Jansons lässt keine Zweifel an der Statur des Werks aufkommen. Die Sinfonie baut sich hier so überwältigend musikalisch, so klangprächtig, so präzise ausgehört vor dem Hörer auf, dass es eine Freude ist. Vor allem geht Jansons dem Klischee des harmlosen Idylls aus dem Weg, bei ihm ist der sinfonische Ernst vom ersten Takt an konstitutiv. Man versteht, warum Harnoncourt die „überzeugende originale Architektur“ des Werks pries. Die Streicherserenade von Josef Suk ist eine willkommene Zugabe.

Andreas Friesenhagen

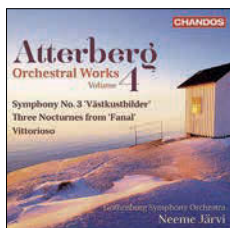


Musik
★★★★
Klang
★★★★

Prokofjew: Sinfonie Nr. 5, Concertgebouw-Orkester, Mariss Jansons (2014); RCO Live (SACD)

Die Fünfte ist Prokofjews „Kriegssinfonie“ – fraglos ein Abbild ihrer Zeit, vor allem aber emotional hochkomplex. Ihre Emotionalität wird von Mariss Jansons in diesem Konzertmitschnitt allerdings ein wenig auf Distanz gehalten – anders als etwa von Mstislav Rostropowitsch mit dem Orchestre National de France. Ansonsten eilen Jansons und das Concertgebouw-Orchester der Konkurrenz in puncto Durchdringung der Partitur, Detailgenauigkeit und Klangschönheit davon. Man höre den Streichersatz, wenn im Adagio das Thema in E-Dur espressivo wieder aufgegriffen wird. Das hat viel von „russischer Seele“, ohne larmoyant zu sein.

Andreas Friesenhagen



Musik
★★★★
Klang
★★★★

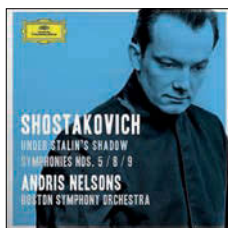
Atterberg: Orchesterwerke Vol. 4; Göteborger Sinfonieorchester, Neeme Järvi (1997/2015); Chandos (SACD)

Höchst atmosphärisch, mit leise gebrochenen Akkordflächen beginnt Kurt Atterbergs dritte, dreisätzige Sinfonie mit dem Untertitel „Bilder von der Westküste“ – ein Reflex der Natureindrücke, die der Komponist vor gut hundert Jahren bei einem Aufenthalt in einem Badeort nördlich von Göteborg gewann. In zwei Großwellen kommt es zu den beiden Höhepunkten des ersten Satzes: Der erste erinnert mit seiner sehrenden Leittonigkeit an Ernest Blochs beinahe gleichzeitig komponierte hebräische Rhapsodie „Schelomo“ – die Musiker dürften nichts vom gerade entstehenden Werk des jeweils anderen gewusst haben. Dem ruhigen Naturbild folgt als zweiter Satz eine eindrucksvolle Sturmszene, die nicht ohne illustrative, ja plakative Momente ist. Eine Verarbeitung des Vorangegangenen ist der dritte Satz „Sommernacht“. Neeme Järvi malt die Panoramen mit dem satt leuchtenden Göteborger Sinfonieorchester in Technicolor aus – alles andere wäre verfehlt und würde dem Gestus der Musik, die immer wieder Atterbergs meisterhafte Beherrschung des Orchesters beweist, nicht gerecht.

Dies ist die vierte Folge der Gesamteinspielung der Sinfonien mit dem Team bei Chandos; nur die Sinfonien Nr. 7 und 9 stehen noch aus. Hier gibt es als Zugabe zwei Ersteinspielungen: ein verworfener Satz, der die siebte Sinfonie beschließen sollte und später überarbeitet als Einzelwerk unter dem Titel „Vittorioso“ veröffentlicht wurde – es gibt von Atterberg Besseres.

Außerdem drei „Nocturnes“, die Atterberg seiner Oper „Fanal“ entnommen hat. Kurios ist die Suite, weil die zweite Nummer in einer marschartigen Passage Weills „Mahagonny“ zu zitieren scheint, und das dritte Nocturne mit den charakteristischen Quartetten und Quinten wie eine Paraphrase auf Alexander Alexandrows Nationalhymne der Sowjetunion wirkt – beide Allusionen sind wohl Zufall. Ärgerlich ist ein Produktionsfehler, der angeschnittene erste Akkord des dritten „Nocturne“.

Götz Thieme



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Schostakowitsch: Suite aus „Hamlet“, Sinfonien 5, 8 u. 9; Boston Symphony Orchestra, Andris Nelsons (2016); Deutsche Grammophon

Verstehe einer Joseph Stalin... Mit seiner Bühnenmusik zu „Hamlet“ verscherzte Dmitri Schostakowitsch es sich 1932 mit dem Diktator und rechnete über Jahre quasi stündlich mit seiner Verhaftung. Die fünfte Sinfonie fand dann wieder den Gefallen von Führer und Funktionären, und Schostakowitsch gelang die Rückkehr ins Establishment. Wie willkürlich und absurd! So gigantisch sind die Unterschiede nicht, Streicherkantilenen, humoreske Blechbläserfetzen gibt es hüben wie drüben. Und die Forscher forschen bis heute vergeblich, ob der Schlusssatz der Fünften nun als Triumph- oder als ironischer Todesmarsch gedacht war (was das Regime damals sicher auch gern gewusst hätte).

Andris Nelsons und die Bostoner Sinfoniker stellen die ersten CDs ihres Schostakowitsch-Zyklus unter das Motto „In Stalins Schatten“ – und tun dann alles, um dieses Motto zu widerlegen. Selten hat Schostakowitsch so melodisch und friedvoll geklungen. Sanft streicheln die Geigen der gebeutelten Russen Seele. Die hervorragenden Bläserisolisten tragen zum überragenden Klang dieser Aufnahme bei. Schostakowitsch wird hier als souveräner Künstler vorgestellt, der sich von den Launen der Diktatur und von Schicksalschlägen nicht weiter verbiegen ließ als unbedingt nötig.

Nicht wiederfinden werden sich in dieser Einspielung Freunde von Schostakowitschs Holzhammer-Sarkasmus. Nelsons strebt nicht nach der Drastik und der Gewalttätigkeit etwa von Karajans Aufnahmen. Früher galt Schostakowitschs Musik als Symptom einer explodierenden Epoche. Hier wird sie zu ihrem Gegenteil; in der Musik findet der Komponist eine Erfüllung, die ihm die Welt nicht bot. Schostakowitsch wirkte gerade nicht in „Stalins Schatten“, sondern guckte – ganz im Gegenteil – immer wieder frech daraus hervor.

Ole Pflüger



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Henze: Sinfonie Nr. 7, Sieben Boleros, Ouvertüre zu einem Theater, L'heure bleue; Gürzenich-Orchester Köln, Markus Stenz (2013); Oehms

Hans Werner Henzes Siebte scheint sich als die beliebteste seiner zehn Sinfonien herauszukristallisieren; dies ist bereits die vierte Einspielung des Werks. Markus Stenz hat viele Jahre mit Henze zusammengearbeitet und viele seiner Werke (ur-) aufgeführt. Das lässt eine authentische Interpretation erwarten – und in der Tat werden die Hoffnungen nicht enttäuscht: Anfangs überrascht zwar das recht schnelle Grundtempo für den „Tanz“ – so der Titel des Kopfsatzes; Simon Rattle hat eine gemessener Gangart gewählt, die dem insistierenden Charakter der Musik gut zu Gesicht steht. Doch Stenz hält im weiteren Verlauf den unablässigen Rhythmus stets im Gang und vollbringt einen steten Spannungsaufbau bis zum apokalyptischen Schluss. Auch in den anderen Sätzen gelingt es ihm, Henzes überbordende Orchestrierung, die gelegentlich Gefahr läuft, monochrom zu wirken, so transparent zu gestalten, dass nicht nur das rein klangliche Geschehen, sondern auch die harmonischen Verläufe deutlich hörbar sind. Auf diese Weise erreicht er sowohl ein Höchstmaß an Dramatik – etwa im auskomponierten Gegensatz von Schönheit und deren Zerstörung im Finale – als auch eine Verdeutlichung des Traditionsbezugs, den Henze in seiner Sinfonie ausdrücklich angestrebt hat.

Höchstes Interesse verdienen auch die weiteren Werke. Da gibt es die aus der Oper „Venus und Adonis“ extrahierten und verselbstständigten „Sieben Boleros“, die man, rhythmisch ansprechend und farbenreich instrumentiert, beinahe als „Henze light“ charakterisieren könnte. Dann die „Ouvertüre zu einem Theater“, Henzes letzte Komposition, und schließlich „L'heure bleue“, das wunderschön elegische Schlussbild aus der Oper „L'Upupa“. Insgesamt ein rundum gelungenes Henze-Porträt.

Thomas Schulz



Musik
★★★★☆
Klang
★★★★☆

8 Jahreszeiten. Vivaldi: Die vier Jahreszeiten; **Piazzolla:** Las Cuatro Estaciones Portenas; Liv Migdal, Deutsches Kammerorchester Berlin (2015); Solo Musica

Mit den Violinsonaten der Brüder Henryk und Józef Wieniawski (Naxos) hat die junge Geigerin Liv Migdal gerade Neuland des Violinrepertoires erforscht. Jetzt betritt sie mit Vivaldis Evergreen, den „Vier Jahreszeiten“, vielbespieltes Terrain. Interessant und reizvoll wird die Aufnahme vor allem durch die seinerzeit von Gidon Kremer popularisierte Version von Piazzolla, die raffiniert die Welt des Tango mit Vivaldi verbindet. Migdal gelangt mit dem Deutschen Kammerorchester Berlin zu einer brillanten Interpretation, da klingt alles tonschön, technisch makellos und klar artikuliert. Man darf gespannt sein, wie sich die junge Geigerin weiterentwickeln wird.

Norbert Hornig



Musik
★★★☆☆
Klang
★★★★☆

Bach: Konzerte BWV 1044, 1055R, 1060R, Suite BWV 1067; Barocksolisten München, Dorothea Seel (2015); hänssler classic

In der Rekonstruktion des Konzerts BWV 1055R wird ein anderer Mittelsatz gewählt, ansonsten bietet diese CD nichts Neues, aber manch Fragwürdiges. Für die Mitwirkung eines Fagotts gibt es nicht den geringsten Grund, es macht den Klang der ohnehin sehr dominanten Bassgruppe nur noch fetter; Artikulation und Phrasierung der Barocksolisten München wirken wie ein halbherziges Harnoncourt-Imitat, und mit ihren Tempi scheinen sie Reinhard Goebel überholen zu wollen, ohne dessen instrumententechnischen Standard auch nur annähernd zu erreichen. Etwas aufgehellt wird der Gesamteindruck durch den schönen Ton des Oboisten Andreas Helm.

Matthias Hengelbrock



Musik
★★★★☆
Klang
★★★★☆

The 12 Seasons. Die vier Jahreszeiten von **Piazzolla, Shor u. Vivaldi;** David Aaron Carpenter, Salomé Chamber Orchestra (2015); Warner

Seit Gidon Kremer dem Komponisten Leonid Desyatnikov den Auftrag erteilte, eine Bearbeitung von Astor Piazzollas „Vier Jahreszeiten von Buenos Aires“ zu schaffen, um dieses Werk zusammen mit der (fast) gleichnamigen Komposition von Antonio Vivaldi aufzuführen, sind beide Zyklen oft im Konzert und auf CD gekoppelt worden. Für die vorliegende Aufnahme wurde die Solostimme behutsam für die Bratsche von David Aaron Carpenter eingerichtet, deren verführerisch schöne Klangfarbenpalette ideal zur wehmütig-nostalgischen Musik von Piazzolla passt. Vivaldis Violinstimme dagegen eignet sich weniger zu einem solchen Arrangement, denn bei aller spieltechnischen Meisterschaft rauben ihr die unvermeidlichen Oktavtranspositionen einiges an Brillanz. So treten sich im „Frühling“ die Solobratsche und die einen bellenden Hund darstellende Orchesterbratsche sozusagen gegenseitig auf die Füße, und die heimische „Winter“-Idylle wird auf vergleichbare Weise getrübt.

Zusätzlich zu den Zyklen von Piazzolla und Vivaldi ließ sich Carpenter vom russisch-amerikanischen Komponisten Alexey Shor einen dritten Jahreszeiten-Zyklus schreiben. Obwohl vorgeblich von New York inspiriert, haftet Shors melancholischer Musik ein Hauch vom Schtetl an; erst im abschließenden Dur-Abschnitt über den Frühling sieht man gleichsam die Sonne im ansonsten bedeckten Himmel scheinen. Shor ist „Composer in Residence“ beim Salomé Chamber Orchestra, dem von den Geschwistern Carpenter gegründeten und geleiteten Ensemble. Seine Musik ist der Gruppe auf den Leib geschrieben und bringt deren Stärken optimal zur Geltung, nicht zuletzt Carpenters sinnlichen Bratschen-Sound. Die Aufnahme ist technisch hervorragend, aber die Balance favorisiert unverblümt Carpenter, sodass manches Detail im Orchester zugedeckt wird. Alle Spieler sind jedoch permanent auf Draht für die Dauer dieses aufregenden dreifachen Jahresverlaufs.

Carlos María Solare



Musik
★★★★★
Klang
★★★★☆

C. P. E. Bach: Sinfonien, Cellokonzert B-Dur, Cembalokonzert d-Moll, Cellosonate D-Dur; Ophélie Gaillard, Francesco Corti, Pulcinella Orchestra (2015); Aparte

Keine Kompromisse. Das Pulcinella Orchestra beschleunigt gleich mal von 0 auf 100. Es ist eher eine Fahrt im Gelände- als im Sportwagen, die dann folgt. Im Verband brettern sie über Unisono-Passagen. Links und rechts spritzt die Gischt ans Fenster. Immer wieder hat Carl Philipp Emanuel Bach solche Abschnitte eingestreut, in denen das gesamte Orchester die Noten entlangrumpelt. Diese Stellen laden zum Schludern ein. Sie machen aber gerade dann besonders Eindruck, wenn man sie nicht verlottern lässt, sondern so präzise spielt wie das Pulcinella Orchestra. Das tut es auch in den weniger flotten Passagen. Behutsam und quärend langsam schiebt es im Adagio der Sinfonia Nr. 3 die Dissonanzen.

Ophélie Gaillards Celloton fügt sich hervorragend ein. Während das Orchester auf starke Akzente und Rhythmus setzt, behandelt Gaillard selbst die rasantesten Läufe noch wie Melodien, immer galant, stets mit Schmelz, doch nie nimmt sie dabei Vibrato zu Hilfe. Flexibel und kreativ interpretiert sie Bachs Cellokonzert.

Die Musiker sehen in C. P. E. Bach eine Art Pionier der romantischen Konzerte. Seine Konzerte sind keine ausgeschmückten Orchesterstücke und keine Solosonaten mit Orchesterfundament. Solistin und Orchester stehen einander gleichberechtigt gegenüber. Im Cellokonzert übernimmt Francesco Corti die Stimme des Basso continuo auf dem Pianoforte statt auf dem Cembalo. Zwar verkriecht er sich mit dem Klavier manchmal hinter dem Orchester. Letztlich bekommt Gaillard dadurch aber mehr Raum, ihr Cello zum Klingen zu bringen.

Ein völlig anderer Sound entfaltet sich dann in der Sonate für Piccolo-Cello. Das Streichorchester legt eine Pause ein; und obwohl da nur Corti und Gaillard tätig sind, legen sie eine Inbrunst in das Werk, als fürchteten sie, jederzeit von einem Orchester überrollt zu werden. Kammermusik für den großen Konzertsaal.

Ole Pflüger

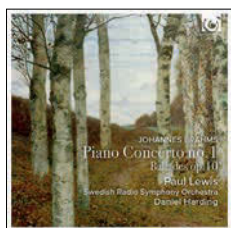


Musik
★★★★
Klang
★★★★

Oboe Cosmopolitano. Konzerte von **Leclair, Stölzel, Stamitz und Handshkin;** Lajos Lencsés, Württemb. Kammerorch. Heilbronn, Ruben Gazarian (2008); Bayer

Die vier Konzerte stellen einen interessanten Abriss der Entwicklung der Instrumentalmusik im 19. Jahrhundert dar. Leclair und Stölzel noch dem Barock verpflichtet, Johann Wenzel Stamitz, der Begründer der Mannheimer Schule, mit vorwärtsdrängenden Aufschwüngen und schließlich die Adaption eines Violakonzertes des Russen Handshkin als erfindungsreich-eindringliches Beispiel klassischer Prägung. Lajos Lencsés, langjähriger Solooboist des RSO Stuttgart, besticht mit unglaublich schöner Tonbildung und sensibler Musikalität. Das Württembergische Kammerorchester Heilbronn unter Chefdirignt Ruben Gazarian liefert dezent-zurückhaltend den soliden Background.

Holger Arnold

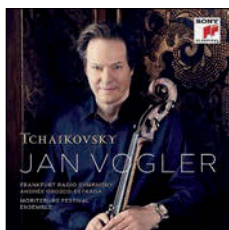


Musik
★★★
Klang
★★★★

Brahms: Klavierkonzert Nr. 1, Balladen op. 10; Paul Lewis, Schwedisches RSO, Daniel Harding (2015); harmonia mundi

Eigentlich gäbe es nichts zu mäkeln: ein Orchester, das unter Daniel Hardings Leitung Brahms' Klavierkonzert formbetont schlank und expressiv feinnervig spielt, passend dazu meistert der sorgfältige und stilsichere Paul Lewis den Solopart transparent, klagschön und mit einem guten Gespür für Dramatik. Und doch fehlt etwas Entscheidendes: der existenzielle Stachel! All jenes verzweifelte Ringen um die Form, jener Kampf, den Brahms mit diesem Werk geführt hat, sind hier kaum noch zu spüren. Diese Einspielung mag erfreuen, aber wirklich berühren und fesseln kann sie nicht. Daran ändern auch die mit geschmackvoller Melancholie, aber unpersönlich dargebotenen Balladen nichts.

Frank Siebert



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Tschaikowsky: Sérénade Mélancolique, Rokoko-Variationen u.a.; Jan Vogler, hr-Sinfonieorch., Andrés Orozco-Estrada, Moritzburg Festival Ensemble (2015); Sony

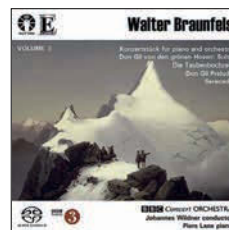
Hier spricht die Spätromantik, kein Zweifel: Ein paar schmachtende Melodiebögen, dann beschwört ein Horn die Idylle des Waldes. Doch schon öffnet Peter Tschaikowsky ein Zeitfenster, durch das eine spätbarocke Melodie hereingeflogen kommt. Jan Vogler und das hr-Sinfonieorchester begreifen die Rokoko-Variationen als Grenzgang zwischen dem 19. und dem 18. Jahrhundert. Streicherklangwellen wogen plötzlich über die barock verschnörkelte Solostimme. Geschenkt, dass Tschaikowskys „Rokoko-Thema“ gar nicht aus dem Rokoko stammt, sondern von ihm selbst. Vielleicht macht auch gerade das es so einfach, es stilistisch mal in diese, mal in jene Epoche zu verpflanzen.

Vogler mischt dazu zwei Fassungen des Werkes: Tschaikowskys eigene und die etwas betulichere des Cellisten Wilhelm Fitzenhagen. Er spielt ein wenig an der Reihenfolge der Variationen herum. Vor allem aber lässt Vogler sein Cellospiel zwischen Romantik und Rokoko pendeln: Mal stupft er leicht manieriert auf die Saiten, dass sie bei Hofe ihre wahre Freude daran gehabt hätten. Dann wieder holt er zum großen Strich aus und malträtiert mit romantischem Weltschmerz sein Instrument.

Solche Kontraste prägen diese CD. Vogler rahmt die Variationen mit Arrangements der schwelgerischen „Sérénade Mélancolique“ und des „Souvenir d'un Lieu Cher“. Schön an diesen Bearbeitungen ist, dass das Cello gar nicht versucht, die Tonlage der Geige zu erreichen. Spieltechnisch wäre das möglich, aber Melancholie kommt ja eine Oktave tiefer nochmal schwermütiger daher. Das hr-Sinfonieorchester muss dadurch natürlich teuflisch aufpassen, Vogler nicht zu übertönen. Aber das gelingt bis auf wenige Momente.

Um die Gegensätze auf die Spitze zu treiben, klingt die CD mit dem Streichsextett „Souvenir de Florence“ aus. Da wummern die Celli und kreischen die Violinen. Allerdings hat man das Werk auch schon spritziger gehört.

Ole Pflüger



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Braunfels: Suite aus der Oper „Don Gil“, Konzertstück für Klavier und Orchester, Sérénade u.a.; Piers Lane, BBC Concert Orchestra, J. Wildner (2015); Dutton (SACD)

Die Erkundung des Œuvres von Walter Braunfels schreitet erfreulich zügig fort. Hier sind nun auch Arbeiten eingespielt, die durchaus einer „gehobenen“ Unterhaltungsmusik zugeordnet werden könnten – eine Facette, die bislang unbekannt geblieben ist. Man spürt, dass Braunfels solche Musik mit großem Vergnügen komponiert hat. Aber keinesfalls führt ihn dieser Tonfall zu sorglosem Gestalten! Das BBC Concert Orchestra zeigt sich im Aufführen unterhaltender Musik bestens versiert. Johannes Wildner lässt freilich auch schmiegsam-frei aufspielen: ohne falsche Gewichtung oder übertreibende Emphase, aber mit lässig-eleganter Prägnanz.

Giselher Schubert



Musik
★★★★
Klang
★★★

1930s Violin Concertos (Vol. 2). Konzerte von **Prokofjew u. Bartók;** Gil Shaham, The Knights, Eric Jacobsen, RSO Stuttgart, Stéphane Denève (2014/15); Canary

Auf seinem Label Canary Classics startete Gil Shaham 2014 eine Edition mit Violinkonzerten, die alle in den 1930er-Jahren geschrieben wurden. Viele bedeutende Werke entstanden in diesen überaus kreativen Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg. Die erste Folge kombinierte die Violinkonzerte von Barber, Berg, Hartmann, Strawinsky und Britten. Vol. 2 ist den Meisterwerken von Prokofjew (Nr. 2) und Bartók (Nr. 2) gewidmet. Shahams sehr geläufiges, ganz unprätentiöses Spiel und sein kristallin-heller Ton geben beiden Werken eine klare Kontur und auch eine eigene Note in einem Klangbild, das die Solovioline betont. Das ambitionierte Projekt wird fortgesetzt.

Norbert Hornig



Musik
★★★★
Klang
★★★★

van Gilse: Klavierkonzert „Drei Tanzskizzen“, Variationen über ein St.-Nikolaus-Liedchen; Oliver Triendl, Het Nederlandse Symfoniorkest, David Porcelijn (2014); cpo

Der Niederländer Jan van Gilse hatte kein leichtes Leben: Aus seiner einzigen länger währenden Position als Dirigent wurde er von dem Komponisten und Kritiker Willem Pijper regelrecht herausgemobbt. Als die Nationalsozialisten die Niederlande okkupierten, weigerte er sich standhaft zu kooperieren; seine beiden Söhne wurden von den Nazis ermordet, van Gilse musste sich verstecken und starb 1944 an Krebs. Und als wäre dies nicht genug, fiel sein kompositorisches Schaffen nach seinem Tode dem Vergessen anheim. Dem Label cpo ist es zu verdanken, dass van Gilses Musik allmählich wiederentdeckt wird; die vier Sinfonien liegen bereits auf CD vor, und nun gilt es, die Bekanntheit mit weiteren Werken zu machen.

Die lohnende Entdeckung auf dieser CD sind nicht die „Variationen über ein St.-Nikolaus-Liedchen“, die van Gilse in seiner Heimat bekannt und beliebt gemacht haben, da die verwendete Melodie zum Volksgut zählt. Denn letztlich klingen sie wie so viele nachromantische Variationszyklen – gut gearbeitet, aber wenig persönlich.

Anders liegt der Fall beim 1927 vollendeten Klavierkonzert „Drei Tanzskizzen“. Zwar hört man auch hier viele Einflüsse von Ravel über Johann Strauß, dem im zweiten Satz ausdrücklich Tribut gezollt wird, bis hin zum Jazz der Zwanzigerjahre. Doch es erfreut die Unbekümmertheit, mit der van Gilse all dies zu einer durch und durch gut gelaunten und zudem mit einer geradezu hedonistischen Klangfülle orchestrierten Partitur zusammenfasst. Der vollgriffige Klavierpart, mit Verve und Delikatesse gemeistert von Oliver Triendl, harmonisiert aufs Schönste mit dem kleinen, doch äußerst farbenreich besetzten Orchester. Dass die Substanz der Komposition ihre über 40-minütige Länge nicht wirklich trägt, ist zu verschmerzen, denn das Werk macht einfach Spaß.

Thomas Schulz



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Schostakowitsch, Lutoslawski, Weinberg: Cellokonzert Es-Dur, Kleine Suite, Cellokonzert c-Moll; Nicolas Altstaedt, DSO Berlin, Michal Nesterowicz (2016); Channel

Um den Komponisten Mieczyslaw Weinberg ist in den letzten Jahren fast ein kleiner Hype entstanden. Nahezu im Monatstakt erscheinen neue CDs mit seiner Musik. Sein Leben auf der Flucht bietet Stoff für ganze Bücher. Offensichtlich ist die Hoffnung der Klassiklabel, hier endlich mal wieder ein verkanntes, vermarktbare Genie ausgegraben zu haben, mit dem sich etwas Repertoire nachfüllen lässt.

Die Nähe von Weinbergs Musik zu Dmitri Schostakowitsch springt einem geradezu ins Ohr. Es gibt Abschnitte, die die reinste Harlekinade sind: gestopfte, quakende Bläser, Synkopentaumel, endlos kreisende und eiernde Melodien, Musik voller Sarkasmus und Ironie – ein Ventil, das den Komponisten im Stalinismus blieb. Beide Komponisten schalten dazwischen ganze Tundren aus Tönen: endlose, geschwungene Klangflächen, deren Melodien so gedehnt sind, dass sich Anfang und Ende kaum ausmachen lassen.

Nicolas Altstaedt und das Deutsche Symphonie-Orchester Berlin haben hier also zwei recht ähnliche Werke eingespielt. Allerdings entdeckt Altstaedt in Weinbergs Cellokonzert eine kammermusikalische Innigkeit, die bei Schostakowitsch fehlt. Das Cello steht mal im Dialog mit einzelnen Blasinstrumenten, mal im Kampf gegen das ganze Orchester. Man könnte das als Metapher lesen auf Weinbergs Biografie. Ein Mensch, der zwar hier und da Freunde und Ruhe fand, der als Jude und Künstler aber zeitlebens gegen den Strom der Weltgeschichte schwimmen musste. Solist und Orchester nähern sich seiner Musik einfühlsam und mit viel Geduld. Altstaedt ist ein großer Meister der leisen Töne. Er phrasiert so prägnant, dass er selbst dann präsent bleibt, wenn er leiser spielt als das Orchester. Auch deshalb ist diese Aufnahme der beiden Cellokonzerte rundum gelungen. Beste Werbung für den Komponisten Weinberg!

Ole Pflüger



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Apasionado; Werke von Sarasate, Lalo, Ravel, Bizet/Waxman; Ning Feng, Orquesta Sinfónica del Principado de Asturias, Rossen Milanov (2015); Channels Classics

Der aus China stammende Ning Feng, Gewinner des renommierten Paganini-Violinwettbewerbs in Genua 2006, ist ein Virtuose höchsten Grades. Wenn er in Pablo de Sarasates „Zigeunerweisen“ gleich zu Beginn den ersten Lauf bis ans Ende des Griffbretts abfeuert, macht er unmissverständlich klar, dass es für ihn keine manuellen Probleme gibt. Die sollte ein Geiger auch nicht haben, wenn ein Bravourstück dieser Art für den Hörer zum Erlebnis werden soll. Ning Feng stürzt sich hinein in diese Musik – schließlich heißt „apasionado“ im Spanischen „leidenschaftlich“ –, er zeigt sich emotional hoch engagiert, gestaltet kreativ, „zigeunerhaft“ fantasierend, frei in Rubato und Temponahme. Den schnellen Schlussteil geht er sehr straff an, und es ist schon beeindruckend, wie er zum Ende in einer fulminanten Steigerung noch einmal zulegt.

Édouard Lalos „Symphonie espagnole“ gibt Ning Feng den ihr gebührenden virtuellen Glanz und vergisst dabei auch die musikantische Seite nicht. Sarasates „Romanza andaluza“ einmal mit Orchesterbegleitung zu hören, begeistert, das melodisch so inbrünstige Stück wirkt so noch stärker. Ning Feng spielt die Kantilenen genüsslich aus.

In Ravels „Tzigane“ legt er sich in der einleitenden Kadenz kraftvoll wuchtig in den Klang hinein, geigerisches Raffinement kommt aber danach nicht zu kurz. Zirzensische Violinakrobatik dominiert dann zum Schluss in Franz Waxmans „Carmen-Fantasie“, und es macht Spaß, sich mit den Ohren an Ning Fongs fliegende Finger zu heften. Das im nordspanischen Oviedo beheimateten Orquesta Sinfónica del Principado de Asturias ist unter Leitung seines Chefdirigenten Rossen Milanov engagiert bei der Sache, mit der Musik Spaniens ist es schließlich bestens vertraut.

Norbert Hornig